

jüdischen Vaters und einer nichtjüdischen Mutter. In Hamburg geboren und aufgewachsen, wird er während des Zweiten Weltkrieges mit seiner Mutter nach Bayern verschickt und in einem Waisenhaus in Scheyern untergebracht. Dreifach erlebt er sein Ausgestoßensein: als norddeutsches Kind ist ihm die süddeutsche Mentalität fremd, es selbst seiner Umwelt befremdend; als ein im evangelischen Glaubensbekenntnis erzogenes Kind hat er keinen Zugang zu den Formen katholischer Frömmigkeit, wird seinerseits von seiner Umwelt als nicht zugehörig mit Argwohn betrachtet; als Kind eines jüdischen Vaters sieht er sich von seiner Umwelt bedroht und muß seine Abkunft zu verleugnen suchen, um bestehen zu können. Dazu kommt noch, daß Detlev anscheinend ein Einzelgänger ist, der die Zwangsgemeinschaft besonders hart und drückend empfindet. Er weiß sich der Mutter räumlich nah und empfindet die Trennung von ihr daher doppelt schmerzlich, denn nur selten sind Besuche erlaubt. So wird das Heimweh übermächtig in ihm. Schließlich wird ihm die Rückkehr nach Hamburg gestattet.

Um die Zeit und Raum überwindende Bedeutung der Ängste und Listen des Kindes darzustellen, preßt Fichte alle Erinnerungen Detlevs auf die letzten Augenblicke vor der Abreise aus dem Waisenhaus zusammen und läßt nun den Leser aus der Erlebnissphäre des Kindes sein Schicksal und seine Erfahrungen miterleben. In der Verlorenheit des Kindes spiegelt sich die Verlorenheit einer verwaisten, vaterlosen Generation. So wird die Geschichte Detlevs zur Parabel vom Außenseiter in einer feindseligen Gesellschaft. Doch drängt sich nirgends das Gleichnishaft in den Vordergrund. Es spiegelt sich nur in den Anschauungen und Erlebnissen des Kindes. Die Atmosphäre in dem katholischen Waisenhaus erscheint dabei ebenso eng wie hinterlistig boshaft. Ob eine derartig verzerrende Darstellung notwendig war, mag man allerdings bezweifeln. Der Autor wird zu seiner Verteidigung anführen können, daß er die subjektiven Erfahrungen des Kindes dargestellt habe. Sollte aber nicht doch auch ein Vorurteil seinerseits dabei eine Rolle gespielt haben? Immerhin ein lesenswerter Roman, mit großem Raffinement geschrieben. W. E.

K. Galling: Studien zur Geschichte Israels im persischen Zeitalter. Tübingen 1964. Verlag J. C. B. Mohr. 222 S., 2 Karten. Der namhafte Tübinger Alttestamentler legt acht Untersuchungen vor, die sich durch ihren speziellen Charakter auszeichnen: Politische Wandlungen in der Zeit zwischen Nabonid und Darius. Die Proklamation des Kyros in Esra I. Das Protokoll über die Rückgabe der Tempelgeräte. Die Liste der aus dem Exil Heimgekehrten. Die Exilswende in der Sicht des Propheten Sacharja. Serubbabel und der Hohepriester beim Wiederaufbau des Tempels in Jerusalem. Bagoas und Esra. Die syrisch-palästinensische Küste nach der Beschreibung bei Pseudo-Skylax. (Mit Anhang: Die Liste der Statthalter von Samaria im 5./4. Jh.) — Kurt Galling ist ein Meister des historischen Details, trotzdem verliert er darüber nie den größeren geschichtlichen Zusammenhang. Die alttestamentliche Forschung wird dem gelehrten Verfasser für seine fachkundigen Studien Dank wissen. O. K.

P. F. Ganz, F. Normann, W. Schwarz (Hrsg.): Dukus Horant. Mit einem Exkurs von S. A. Birnbaum. Tübingen 1964. Max Niemeyer Verlag. XIII und 225 Seiten, 2 Abb. im Text, 2 auf Tafeln.

Die Genisa der Kairoer Esra Synagoge, die ursprünglich eine dem hl. Michael geweihte Kirche war, jedoch 882 an die jüdische Gemeinde verkauft wurde, enthielt eine Fülle von Handschriftenfragmenten, die für die Textkritik des Alten Testaments sehr wertvoll sind, aber auch einige höchst interessante jiddische Texte. Ein großer Teil dieser Fragmente wurde von Charles Taylor und Solomon Schechter 1896 erworben und gehört heute als Taylor-Schechter-Collection der Universitätsbibliothek Cambridge. Eine dieser Handschriften, T.-S. K. 22, hat besondere Aufmerksamkeit erregt, denn sie

enthält neben anderen jiddischen Texten ein Epos in jiddischer Schrift, aber mittelhochdeutscher Sprache, den Dukus Horant, das manche Motive aufweist, die an das Kudrunlied und an das Epos von König Rother erinnern. Der Bibliothekar der Rosenthaliana in Amsterdam, L. Fuks, hat die ganze Handschrift mit Faksimile, Transkription und neuhochdeutscher Übersetzung in zwei Bänden unter dem Titel *The Oldest known literary documents of Yiddish Literature* (C. 1382), Leiden 1957, veröffentlicht. So groß sein Verdienst war, den wertvollen Text einem interessierten Publikum zu erschließen, so ließ doch seine Edition noch einige Wünsche offen. Mit Hilfe der Quarzlampe und ultravioletter Aufnahmen ließen sich bei einer weiteren Durcharbeitung des Manuskripts eine Reihe Stellen, die bisher als unleserlich galten, doch noch entziffern. Zu einem Teamwork fanden sich vier Gelehrte zusammen. Der Text des Dukus Horant wurde durch die Edition von P. F. Ganz und W. Schwarz abermals und nun genauer erschlossen. Bibliographie, Einleitung und Anmerkungen stammen von P. F. Ganz, den Lautstand untersuchte W. Schwarz. S. A. Birnbaum datierte die Handschrift aufgrund seiner paläographischen Erfahrungen. F. Normann steuerte die sagen- und literargeschichtliche Einführung bei. Die neue Ausgabe gibt die Handschrift auf zwei Weisen wieder. Eine rein mechanische Umsetzung der hebräischen Buchstaben in lateinische soll die Rekonstruktion der Handschrift jedem Leser ermöglichen. Dieser Transliteration steht jeweils auf der rechten Seite eine Transkription in ein mittelalterliches Deutsch gegenüber. Um die Eigentümlichkeiten der Handschrift zu wahren, wurde auf eine Wiedergabe in einem normalisierten Mittelhochdeutsch verzichtet.

Zweimal findet sich in der Handschrift ein Datum angegeben, das dem Jahr 1382 entspricht. Damit stimmt auch der paläographische Befund überein. Die Schrift ist dem im Kölner Stadtarchiv erhaltenen jiddischen Text von 1396 nah verwandt, gehört also der gleichen Zeit an. Wenige Jahrzehnte nach der schrecklichen Verfolgung der Juden 1348 entstand also dieser Text, der nach Kairo gelangt ist.

Noch bemerkenswerter ist, daß es sich hier offenbar um ein Beispiel einer deutsch-jüdischen Zusammenarbeit handelt. Der jüdische Schreiber schrieb phonetisch getreu das Epos auf, das er von einem deutschen Spielmann hörte. Eine andere Frage ist, ob er es diktiert bekam oder aus der Erinnerung aufschrieb. Er paßte den Stoff dem jüdischen Milieu nicht an, sondern beließ, wenige Ausnahmen abgesehen, ihn so, wie er ihn empfing. Zu den Ausnahmen gehört die Verwendung von hebräisch *tiflah* für die Kirche und die Bitte um Hilfe durch den: „der die juden uf deme mer erloste“, die Horant in den Mund gelegt wird. Offensichtlich waren trotz aller Bedrängnisse die Juden damals in Deutschland noch nicht so abgeschlossen, daß sie die beim deutschen Publikum beliebten Stoffe nicht auch gekannt hätten. Die Schilderung höfischen Lebens gefiel den jüdischen Hörern nicht weniger als den christlichen. Für die Geschichte der Begegnung von Menschen verschiedenen Glaubens und verschiedener Lebensgewohnheiten ist gerade der Dukus Horant recht illustrativ.

In der Einleitung werden weitere Beispiele für die Übernahme von Stoffen aus der Volksliteratur ins Jiddische genannt. Im Dukus Horant spiegelt sich die Umsetzung des Heldenepos in das volkstümliche Spielmannslied. Im Titel verwendet der Schreiber ein aus Frankreich eingeführtes jüdisches Wort: *dukus*. Das Epos selbst mag im Rheinland entstanden sein. Ein kultur- und sagengeschichtlich wertvolles Dokument liegt in einer angenehmen Edition vor. Die Einleitung ist sehr hilfreich zur Deutung und Wertung. W. E.

Helmut Genschel: Die Verdrängung der Juden aus der Wirtschaft im Dritten Reich. Bd. 38. Göttingen-Berlin-Frankfurt-Zürich 1966. Musterschmidt-Verlag. Göttinger Bausteine zur Geschichtswissenschaft. 337 Seiten.

Der sogenannten Endlösung, der physischen Vernichtung der Juden, ging ihre wirtschaftliche Zugrunderichtung voraus. Sie ist bisher nicht genügend dargestellt worden, von Einzeluntersuchungen abgesehen, obwohl sie des Bedenkens durchaus wert

ist, denn sie spielte sich im Frieden und in aller Öffentlichkeit ab und ist daher für die Methoden der Nationalsozialisten besonders aufschlußreich. Verf. unterrichtet über die Stellung der Juden in der deutschen Wirtschaft seit dem 19. Jahrhundert, um so die Punkte sichtbar zu machen, an denen sich der Antisemitismus in Deutschland entzünden konnte. Dann gibt er eine Darstellung der verschiedenen Aktionen der Nationalsozialisten gegen die wirtschaftliche Tätigkeit der Juden, schildert die verschiedenen Formen der sogenannten Arierisierung, die schließlich zum völligen Zusammenbruch der wirtschaftlichen Grundlagen der Juden in Deutschland führte. Die vielfältigen Quellenangaben werden durch den Abdruck einzelner Dokumente, vor allem von Gesetzen und Verordnungen ergänzt. So ist ein detailliertes Bild gegeben, das das ganze Ausmaß der Tragödie sichtbar macht. W. E.

Nahum N. Glatzer: Anfänge des Judentums. Eine Einführung. Gütersloh 1966. Verlagshaus Gerd Mohn. 104 Seiten.

In der Zeit nach der Zerstörung des ersten Tempels bis zum Abschluß des Talmuds nimmt das Judentum seine bis zur Neuzeit gültige Form an. Dieser Prozeß vollzieht sich nicht nur in äußeren Kämpfen, sondern auch in inneren Krisen. Das Verständnis auch der frühchristlichen Geschichte und ihres Verhältnisses zum Judentum setzt Kenntnis des Reichtums religiösen Lebens und religiöser Richtungen im Judentum der nachexilischen Zeit voraus. Den meisten Christen, soweit sie nicht Fachwissenschaftler sind oder sich zumindest intensiv für das christlich-jüdische Gegenüber interessieren, dürfte aber gerade diese Kenntnis mangeln. Hier bietet das Buch von Nahum N. Glatzer eine willkommene Hilfe, zumal es Knappheit in der Anlage des Ganzen, Beschränkung auf das Wesentliche, mit leicht faßlichen Formulierungen zu verbinden weiß.

Gleich schon die Einleitung spricht ein Grundproblem an, das Verhältnis des Judentums zum Gesetz. Nach der Ansicht der meisten Christen und vermutlich auch nach der mancher Juden ist das Gesetz in nachexilischer Zeit das zentrale, begründende Element im Judentum gewesen. Dieser Auffassung aber widerspricht der Verf. nachdrücklich. „Auch das Unternehmen, das Gesetz zu kodifizieren, führte nicht zur Absage an andere Belange des Geistes und der Kultur.“ Zwar schweigt die Mischna, das autoritative Werk, in dem die bisher mündliche Tradition schriftlich fixiert wird, von Mystik und Volksglauben. Das besagt aber nichts über ihre Existenz und auch nichts über die Größe ihrer Bedeutung.

Der Verfasser verschweigt nicht das gegenseitige Sichnichtverstehen von Judentum und Christentum, das daher eine eigentliche Begegnung, ja auch nur eine Auseinandersetzung fast unmöglich machte. Wenn es doch zu Auseinandersetzungen kam, die freilich nahezu immer unfruchtbar waren, dann zwang dazu keine innere Notwendigkeit, sondern die Tatsache, daß die Juden zumeist in einer christlichen Umwelt lebten. Das Judentum in seiner Situation als Minderheit schlechthin, seiner Eigenstaatlichkeit, aber auch seines Tempels beraubt, schließt sich von der historischen Welt ab und konzentriert sich auf die Interpretation seiner Überlieferung.

Glatzer bringt kurze Charakteristiken der einzelnen Persönlichkeiten, die das jüdische Geistesleben entscheidend mitbestimmt haben, oder die jeweils einen bestimmten Typus innerhalb des Judentums verkörpern: Philo, Flavius Josephus, Hillel, Jochanan ben Sakkaj. Besondere Aufmerksamkeit widmet er zwei der Gruppen im Judentum der Zeit Jesu und der ihr folgenden Periode: der Sekte vom Toten Meer und den Ebioniten. Der wichtigste Abschnitt aber gilt den Lehren des pharisäischen Judentums. Wenn man bedenkt, daß die Pharisäer für die meisten Christen stets nur im Lichte der Polemik des Neuen Testaments sichtbar werden, dann ist es nur zu begrüßen, daß der Verf. diese Wahl getroffen hat. Schon durch die Überschriften zu den einzelnen Abschnitten dieses Kapitels macht er die Vielheit der pharisäischen Lehren sichtbar. Auch die Polemik gegen die frühe Kirche verschweigt er ehrlicher Weise bei der Schilderung der Grundlehren nicht, z. B. daß die Dreifaltigkeitslehre dem rabbinischen Judentum als Ab-

schwächung des strengen Monotheismus erschien. Er zitiert dabei einschlägige Stellen und beschränkt sich nicht einfach auf eine Wiedergabe des Inhaltes in eigenen Worten. Wichtig ist, daß der Verfasser sichtbar macht, daß der Inhalt von Tora viel weiter als Gesetz ist, daß sich in ihr Gottes Weisheit kundtut. Auch die Gründe der Vorbehalte der Rabbinen gegenüber den Propheten werden geschildert. So bietet der Verf. auf verhältnismäßig wenigen Seiten ein fesselndes Bild von den Geisteskämpfen im Judentum, bis es im dritten Jahrhundert nach Christus seine abschließende Form findet. Sowohl zum Verständnis des Judentums als auch des frühen Christentums ist dieser Band eine willkommene Hilfe. W. E.

Hermann Levin Goldschmidt: Abschied von Martin Buber. Köln und Olten 1966. Verlag Jakob Hegner. 48 Seiten.

Hermann Levin Goldschmidt, der sich in seinen Büchern schon mehrfach mit dem Anteil der Juden an der deutschen Kultur beschäftigt hat, gibt in dem vorliegenden schmalen Band eine Übersicht über Leben und Werk Martin Bubers. Die wesentlichen Stationen des Lebens ziehen an unserm Auge vorüber, auch die Tragik im Leben dieses Religionsphilosophen, die Trennung der Eltern, die Ferne von der Mutter, aus der sein leidenschaftliches Ringen um die Begegnung mit dem „Du“ erwuchs. Die Eigenart seines Weges wird mit wenigen, kräftigen Strichen gekennzeichnet. Auch Enttäuschungen werden nicht verschwiegen wie das Eingehen der großartig geplanten Zeitschrift „Der Jude“, die an der Teilnahmslosigkeit der jüdischen Leserschaft scheiterte, die vergeblichen Warnungen vor einem Nationalismus auch jüdischer Prägung, seine ihm von der Orthodoxie nie verziehenen Bemühungen um die Begegnung mit dem Christentum, die Bereitschaft, von christlichen Theologen zu lernen. Am Ende steht die Frage, was Buber eigentlich war, denn in die gewöhnlichen Kategorien eines Theologen oder Philosophen läßt er sich nicht adaequat einordnen. Er ist, wie der Verfasser zutreffend bemerkt, „im tiefsten Sinn dieses gewaltigen Wortes, der auch die Bibel die ‚Schrift‘ heißen läßt: ein Schrift-Steller.“ W. E.

Emanuel bin Gorion (Hrsg. und Übersetzer): Geschichten aus dem Talmud. Frankfurt a. M. 1966, Insel Verlag. 530 Seiten.

Micha Josef bin Gorion, der die von ihm gesammelten und ausgewählten Sagen und Legenden der Juden in zwei Bänden veröffentlichte, dem „Born Judas“ und den „Sagen der Juden“ (vgl. FR XII, 81; XIV, 80, XV, 125), faßte auch den Plan, talmudische Exempla zu veröffentlichen, kam aber nicht mehr zu seiner Ausführung. Seine Frau, Rahel bin Gorion, und sein Sohn, Emanuel bin Gorion, haben in den Jahren 1936 und 1937 einen großen Teil der Geschichten aus dem Talmud bereits ins Deutsche übertragen. Lambert Schneider, der damals den Schockenverlag leitete, nahm das Projekt trotz der bedrängten Zeit in das Verlagsprogramm auf und förderte es mit großem Eifer. Die Zwangsschließung der jüdischen Buchverlage machte dann den Plan der Veröffentlichung auf Jahrzehnte hindurch zunichte. Inzwischen hat sich der Inselverlag dieser Sammlung angenommen. Damit konnten nun auch zum ersten Mal die Geschichten aus dem Talmud erscheinen. Sie vermitteln einen Eindruck vom Reichtum des Talmud an Erzählgut und sind zugleich vor allem für den nichtjüdischen Leser, der dem Riesenwerk des Talmuds hilflos gegenübersteht, eine vorzügliche Einführung in seinen Geist. Das Wichtigste ist: sie vermögen Liebe und Verständnis zu wecken. Darum möchte man sich wünschen, daß gerade diese Sammlung eine weite Verbreitung findet. Die Einführung erklärt die Bedeutung des Talmuds, seine Entstehung, seine Zielsetzung, den Zusammenhang von Aggada und Halacha. Fast siebzig Seiten Anmerkungen benennen jeweils die Hauptquelle der ausgewählten Erzählung und, soweit es nötig ist, Parallelstellen; notwendigste Sachklärungen helfen zum Sinnverständnis. Verweise auf die Sammlungen „Der Born Judas“ und „Die Sagen der Juden“ machen den gemeinsamen Hintergrund sichtbar. Gelegentliche Hinweise auf die Volks- und Weltliteratur wollen als